

BADISCHE HEIMAT

Mein Heimatland

Badisches Unterland

41. Jahrgang 1961. Heft 1

Was bedeutet uns Joseph Viktor von Scheffel?

Zur 75. Wiederkehr seines Todestages am 9. April 1961

Von Wilhelm Zentner, München

Der Betrachter, der sich heute, 75 Jahre nach dem Tode des Dichters, mit dem Leben und Schaffen Joseph Viktor von Scheffels beschäftigt, befindet sich in einer eigenartigen Lage. Wären ehemals Preis und Ruhm seines Werkes eine Selbstverständlichkeit gewesen, so sieht man sich heute veranlaßt, statt des Preises zunächst eine Rechtfertigung zu versuchen. Denn wer könnte sich der Einsicht verschließen, daß den Tagen einer hohen und höchsten Wogen schlagenden Scheffelbegeisterung Perioden gemäßigteren Urteils, zuletzt regelrechter Verkennerung gefolgt sind?

Der Scheffelenthusiasmus früherer Generationen, auch der ersten durchaus verdienstvollen Scheffelbiographien, ist dem Irrtum unterlegen, Werk und Wesen des Dichters zu sehr von außen, von der Oberfläche her gesehen und beurteilt zu haben, ohne zu den Tiefen seiner Natur und der damit verknüpften Tragik seines Schaffens gedrungen zu sein. Allein erst die Kenntnis des Menschen Scheffel, wie er sich am unmittelbarsten in seinen Tagebüchern, Briefen und zahlreichen Testamenten offenbart, rückt auch das poetische Schaffen ins rechte Licht, gibt seinem großenteils fragmentarischen Charakter einen verblüffenden, zuweilen wahrhaft tragischen Hintergrund. Von diesem hebt sich Scheffels Dichtung, die keineswegs die Frucht eines glücklichen Naturells, einer mit sich selbst im reinen befindlichen, inneren Ausgewogenheit gew-

sen ist, vielmehr einem im Grunde schwerblütigen, unablässig mit dem Dasein im Widerstreite liegenden Charakter abgerungen werden mußte, in einer früher kaum geahnten, geschweige denn voll erkannten Weise ab. Nur wenige Zeitgenossen haben um diese Tragik gewußt oder sie gar ausgesprochen wie Robert von Mohl in den Worten: „Scheffel war, trotz seiner großen Begabung und mannigfacher günstiger äußerer Verhältnisse, kein glücklicher Mensch.“

Allein auch die heutigen Verkenner und Verächter der Scheffelschen Muse bleiben meist im Äußerlichen, an der Oberfläche haften. Beurteilen sie Scheffel doch nur zu häufig nach wenigen, überdies aus dem Zusammenhang gerissenen Zeilen seiner Werke oder gar aufs bloße Hörensagen hin, werfen ihn mit seinen Epigonen, den sogenannten „Butzenscheibenlyrikern“, in einen Topf, ohne zu ahnen, wie gerade diese Richtung einem Manne, der sich im Kern seines Wesens als Realist fühlte, zuwider gewesen ist. Außerdem übersehe man nicht, daß die Herzen der Jugend Scheffel gerade deswegen zugeflogen sind, weil sie in seiner Dichtung einen frischen, natürlichen Ton, eine „Poesie der guten Laune“ erkannte, der wohlthuend abstach gegen jenen welt-schmerzlichen Zug, mit dem manche Zeitgenossen des Dichters kokettierten, oder gegen eine in schale Süßlichkeit verwässerte, modische Romantik. Auf die mangelnde

Kenntnis eines Dichters dürfte sich indessen kein Verdammungsurteil stützen; es sei denn, derjenige, der es fällt, richte sich selbst.

Wenige Monate, bevor der klassische Dichter des Alemannentums, Johann Peter Hebel, sein irdisches Dasein beschlossen, hebt Scheffels Lebensbahn an. Aber während der Sänger der Alemannischen Gedichte, früh verwaist, in bescheidenen Verhältnissen heranwuchs und das Brot der Freitische aß, wurde der am 16. Februar 1826 zur Welt kommende Scheffel in ein begütertes Bürger- und Beamtenhaus Altkarlsruher Prägung hineingeboren. Noch im nämlichen Jahre erwarben die Eltern jenes mit seinem Garten bis an den nahen Hardtwald reichende Anwesen an der Stephanienstraße, das Schauplatz einer behüteten Jugend und später dem unrastvoll umhergetriebenen Manne Zuflucht vor des Lebens Stürmen, zuletzt zum Sterbehause geworden ist. So wenig Neigung der Dichter im allgemeinen für seine Geburtsstadt Karlsruhe hegte, so innig hing er an diesem Vaterhause.

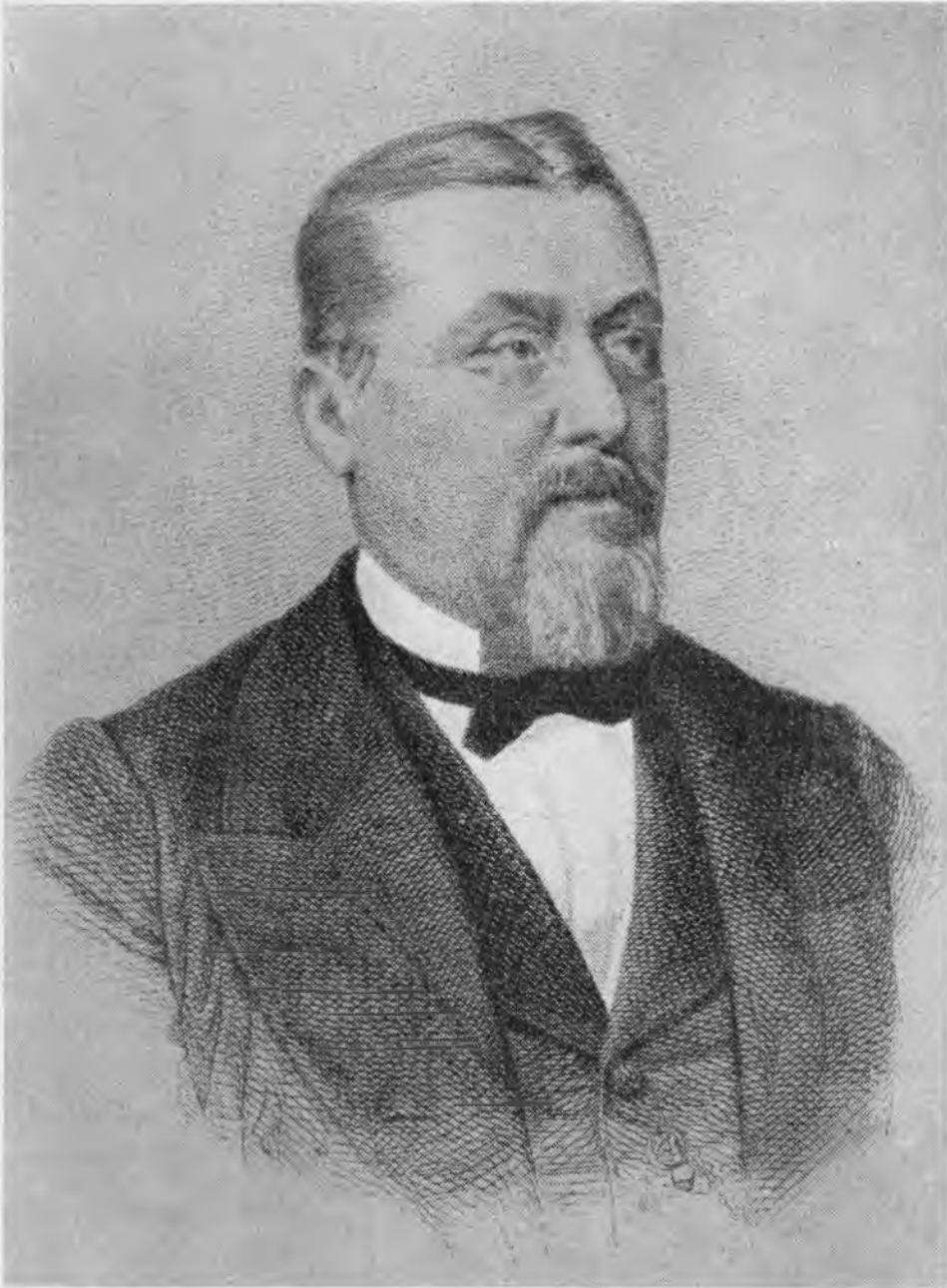
Der Vater Philipp Jakob Scheffel war ein Sohn der Ortenau, Gengenbach seine Wiege. Den Sohn des letzten Kloster-schaffners drängte es zum Ingenieurberufe. Er wurde badischer Ingenieuroffizier und stand während der Kriegshandlungen 1813/14 mehrfach zum Schutze seiner ober-rheinischen Heimat im Feuer. Im Jahre 1817 berief man ihn in die Rheinregulierungskommission, wo er zum Mitarbeiter des Strombaumeisters Tulla und nach Tullas Tode sein erster Biograph wurde. Unter Beibehaltung des militärischen Ranges trat Major Scheffel zur Wasser- und Straßenbaudirektion über. Pflichttreue, Gerechtigkeitsinn und Heimatliebe zeichneten ihn aus. Seine Lieblingslektüre waren Hebels Alemannische Gedichte. Seinem Ordnungsgeist, der sämtliche Briefe, Zeugnisse und sonstige Dokumente seines Sohnes mit

mustergültiger Genauigkeit sammelte, bleibt die Scheffelforschung zu stetem Dank verpflichtet.

Im Gegensatz zum lotrechten, im rationalen Denken befangenen Vater war des Dichters Mutter eine phantasiebeschwingte, schwärmerisch veranlagte Natur. Josephine Scheffel entstammte bürgerlich wohlhabigen Verhältnissen, dem Kaufmanns- und Stadtschultheißenhaus Krederer in Oberndorf am Neckar. Die „Frau Majorin“, wie man sie im Bekanntenkreis zu nennen pflegte, verband mit warmem sozialem Fühlen vaterländisches Empfinden und vor allem poetische Begabung. War sie doch eine von alt und jung gern gehörte Märchenerzählerin. Verse flossen ihr leicht und wohlklingend von der Feder; im Zustand der Erregung soll sie oft in Jamben gesprochen haben. Der Sohn betonte mit gutem Fug: „Was ich Poetisches an mir habe, habe ich von ihr.“

Die junge Frau hatte ihre Mutter Katarina Krederer ins Gattenhaus mitgebracht, und diese, die die praktischen Funktionen des Haushalts übernahm und vorbildlich besorgte, ermöglichte der Tochter, sich vorwiegend den gesellschaftlichen Neigungen zu widmen. Josephine Scheffel liebte die Geselligkeit und machte ihr Heim zur Pflegestätte einer regen Gastlichkeit, die vor allem die in Karlsruhe ansässigen Künstler in ihren Kreis zog. Die Großmutter Katarina Krederer war eine Tochter des Löwenwirts Balthasar Eggstein in Rielasingen, im Angesicht des Hohentwiels aufgewachsen, dessen Burgfestung sie noch vor der Zerstörung durch die Mineure General Vandammes gesehen hatte. Auch sie war eine gute Erzählerin, wohl vertraut mit der Geschichte und den Schicksalen ihrer Heimat. Wirft man einen Blick auf Scheffels Ahnentafel, so bewegt sich diese ausnahmslos im schwäbisch-alemannischen Raum.

Neben Joseph, wie er im Elternhause genannt wurde (der zweite Vorname „Viktor“ taucht erst auf, als er unter die



Joseph Viktor von Scheffel

Nach altem Stahlstich aus Besitz des Kurpf. Museums Heidelberg



Scheffels Vater

Schriftsteller gegangen war), wuchsen zwei Geschwister heran. Der Bruder Karl, von Jugend an gelähmt und auf den Rollstuhl angewiesen, geistig zwar nicht gerade zurückgeblieben, zum mindesten aber einseitig entwickelt, war der Schatten, ein schwerer Schatten, der in das sonst so ungetrübte Familienleben fiel. Durch Karls bemitleidenswertes Schicksal hat der junge Scheffel jene „spezifische Schwere des Daseins“ kennengelernt, die er jedem Menschenleben als unvermeidbare Beigabe zugemischt glaubte. Überdies trat ihm hier das Gespenst der Krankheit entgegen, von dem er sich später so oft geschreckt und bedroht fühlte.

Um so inniger war Josephs Verhältnis zu seiner Schwester Marie. Drei Jahre jünger als der Dichter, zu einer Schönheit heranblühend, malerisch über den Durchschnitt begabt und sehr intelligent, ist sie aus dem Leben und Schaffen des Bruders nicht fortzudenken. Auch sie war eine etwas verschlossene Natur, jedoch zu allen Zeiten Josephs Vertraute, Freundin, Ratgeberin, seine Krankenpflegerin, sein Ideal reiner Weiblichkeit, ja, wie die Mutter einmal

meinte, sein „Schutzengel“; auf jeden Fall eine der wenigen Persönlichkeiten, die einen Schlüssel zum schwerzugänglichen Wesen des Bruders in Händen hielten, der einzige Mensch, dem er sich rückhaltlos erschloß.

Es war von Scheffels Elternhaus und von dessen Sphäre so verhältnismäßig ausführlich die Rede, weil der Begriff der Familie für den Dichter zeitlebens ein daseinswichtiger Faktor gewesen ist. Familiensinn war Scheffel in hohem Maße eigen. Stets hat er ihn als eine Verpflichtung, als Ehrensache empfunden, dem bedenkenlos jedes Opfer zu bringen sei. Gar manches in Josephs Berufsleben, in seiner Lebensgestaltung, wohl auch in seiner Ehe hätte einen anderen Verlauf genommen, wäre er weniger von dieser Richtschnur bestimmt worden.

In der Schule erwies sich der junge Scheffel als Musterschüler. Früh ging dem Karlsruher Gymnasiasten die Sprache der Lateiner mit voller Gewalt in der Seele auf, während die griechische Antike ihn minder berührte. Deutsche Geschichte, deutsche Dichtung bildeten weitere Lieblingsfächer. Oft erblickte man den Primaner auf der Publikumsгалerie der badischen Kammer, denn früh fesselten ihn Politik und Tagesfragen. Das Natur- und Heimatgefühl wurde von Scheffels Eltern in vorbildlicher Weise genährt. Denn gar bald ist dem Heranwachsenden das Badnerland ein an der Seite des Vaters begeisterungsvoll erwandertes, lebendiger Besitz geworden. Auch künftighin hat der Dichter nie etwas zu schildern oder darzustellen versucht, was er sich nicht durch den Augenschein zu eigen gemacht hatte. Wandertrieb und Wanderfreude sind jene Lebens-elemente gewesen, denen Scheffel die gesegnetsten seiner Stunden und Tage zu danken hatte, und sein bestes dichterisches Gedankengut ist ihm immer dann zugeflogen, wenn er nach der Weise fahrender Scholaren die Lande durchstreifte.

Als der siebzehnjährige Scheffel, fast mädchenhaft zart im Aussehen, aber bereits Mitglied einer Gymnasiasten-Kneiprunde, als „Primus omnium“ und Sprecher der Abiturientenrede das Gymnasium verließ, hätte sein Herzenswunsch danach gezielt, Maler zu werden. Besaß er doch ein bedeutendes Zeichentalent, dem der mangelhafte Unterricht in der Schule nur wenig Anregung bot. So wurde er privater Schüler von Rudolf Kuntz, dem Sohn des bekannten Tiermalers Karl Kuntz. Allein Joseph hatte in diesem Punkt die Rechnung ohne den Vater gemacht, der zunächst ein Brotstudium zur Sicherung der Zukunft für unerlässlich hielt. Dem im strengen Familiensinn erzogenen jungen Manne wurde dieser Wunsch, wenn auch nach einigem Widerstreben, vollzogener Befehl. Man einigte sich auf das Studium der Rechte. Als Pflaster auf die noch heimlich blutende Enttäuschungswunde gestattete der Vater zwei Semester in der unter König Ludwig I. aufblühenden Kunst- und Universitätsstadt München. An der Isar tummelte sich der freie Student zwischen den Hörsälen der als geistige Gegenpole geltenden Professoren Görres und Thiersch, wobei die liberalen Neigungen des letzteren willigeres Gehör fanden als der konservative Görres. Der junge Mann machte seine ersten Tanzstunden mit, ohne dadurch ein „Gesellschaftsmensch“ zu werden. Lieber durchstreifte er Münchens nähere und weitere Umgebung bis in die Tiroler Berge hinein, die damals in Ludwig Steub ihren landschaftlichen Entdecker gefunden hatten. Auch der Zeichenunterricht wurde bei dem Landsmann Würthle fortgesetzt.

Mit der Übersiedlung nach Heidelberg beginnt Scheffels aktive Teilnahme am studentischen Verbindungsleben, wobei er sich der burschenschaftlichen Bewegung anschloß. Ihre drei Grundforderungen, charakterbildende Manneszucht, vaterländische Gesinnung und unmittelbare Beschäftigung



Scheffels Mutter

mit den Fragen der Gegenwart, weckten in dem Neunzehnjährigen ein lebendiges Echo. In den Kneipzeiten der „Teutonia“, später „Alemannia“ und „Frankonia“ finden sich die ersten Spuren dichterischer Betätigung, Gelegenheitsverse meist satirischen Inhalts. Jene politische Hochspannung, die die Revolutionsjahre von 1848/49 einleitete, elektrisierte auch Scheffels sanguinisches Temperament, zumal dieser im Hörsaal des Professors Gervinus vernommen hatte, die Zeit der Dichtung sei abgelaufen, der Zeiger der Uhr weise auf eine neue Situation und erheische politische Gedanken und Taten. Zwei Semester in Berlin schärfte dem Karlsruher Bürgersohn den Blick für die ihm bis dahin noch weniger entgegengetretenen sozialen Spannungen und Probleme und machten ihn nach der Rückkehr an den Neckarstrand sogar dem verehrten Gervinus gegenüber etwas skeptisch:

„Fatal hat mich berührt, daß Gervinus bei seiner gerechten Polemik gegen den Kommunismus in e i n e m Zuge auch über die ganze soziale Frage unserer Zeit den

Stab gebrochen, einfach die materielle Not leugnete und sogar für ein Produkt hirnverbrannter Köpfe und nicht der wirklichen steigenden Not hält. Ob er darin mit wirklich historischem Blick sieht, wird die Zukunft lehren.“

Die damals entstandenen Kneipzeitungsbeiträge verblüffen durch ihre ausgesprochen soziale Note und den mehrfach darin zum Ausdruck gebrachten Gedanken, daß Student und Arbeiter Brüder seien, die dem gleichen Ziele zustrebten. Mit Vorliebe legt Scheffel solche Maximen einem Handwerksburschen in den Mund; der Berliner Jargon, dessen er sich dabei bedient, weist deutlich auf ihre Herkunft hin. Bevor sich der Kandidat den Examensvorbereitungen widmete, wirft er sich noch einmal in den Strudel des Verbindungslebens. Dann zieht er sich in der „grünen Stube“ seines Elternhauses an den Studiertisch zurück. Lange sollte es ihn dort nicht dulden.

Denn auch Scheffel zählte in den Märztagen von 1848, nunmehr 22 Jahre alt, zu jenen Idealisten, die der Hoffnung lebten, die kreißende Zeit werde ein geeintes, nationalbewußtes Vaterland großdeutscher Prägung gebären. Als Sekretär des badi-schen Bundestagsgesandten Welcker war es ihm beschieden, als Ohren- und Augenzeuge den Sitzungen des Vorparlaments sowie der Nationalversammlung anzuwohnen. Später führte ihn eine diplomatische Mission an Welckers Seite nach Schleswig-Holstein. Allein wachsende Enttäuschung über das Erlebte, vor allem über den sich immer rücksichtsloser durchsetzenden Radikalismus und dessen Gewaltmethoden bemächtigte sich des anfänglichen Enthusiasten, und als dieser gar — inzwischen zum Dr. jur. promoviert — auf der Regierungsseite an den Aktionen gegen die Revolutionäre teilnahm und die ersten Erschießungen in den Rastatter Kasematten vollstreckt wurden, fühlte er sich der Verzweiflung nahe:

„Ich habe die ideale Auffassung von der Demokratie vor deren realer Anschauung mehr und mehr abgestreift und habe im Wirtshauspolitisieren und in den dürren Volksreden, die nichts anderes waren als geschickte Kombination von ein paar abgedroschenen Phrasen, keine Anregung und keinen Geschmack gefunden... Die künstlerische Seite in mir hat gegen das positiv Unschöne reagiert.“

Scheffel erlebt wie so oft noch, wenn die „spezifische Schwere des Daseins“ an ihn herantrat, einen seelischen und körperlichen Niederbruch. „Krank an den Widersprüchen der Zeit und des eigenen Herzens“ resigniert er. Dem Drängen des Vaters gehorsam, entschließt er sich zur praktischen Aufnahme des Juristenberufes und trifft am 30. Dezember 1849 in Säckingen ein, um am dortigen Bezirksamt als Rechtspraktikant zu wirken. Die stille Abgeschiedenheit der Waldstadt, die sie herrlich umbreitende Berg-, Wald- und Stromnatur tun ihm wohl und stiften inneren Frieden:

„Einsam wandle deine Bahnen,
stilles Herz, und unverzagt,
viel erkennen, vieles ahnen
wirst du, was dir keiner sagt.“

Auch die Erkenntnis, auf rauher Schwarzwaldhöhe im Hauensteiner Volksschlag einem Stück unversehrt gebliebenen deutschen Bauerntums begegnet zu sein, übt befreiende Wirkung. Scheffel gefällt sich damals in einer gewissen Verbauerung seines Äußeren und spielt ernstlich mit dem Gedanken, selbst ein Bauer zu werden. Er zeichnet viel, wandert noch mehr und sendet die köstlichen Säckinger Episteln, erste Proben seiner dichterischen Berufung, ins Karlsruher Elternhaus. Vor der sandsteinernen Grabplatte des Werner Kirchhofer und seiner Ehefrau Ursula von Schönau, den Helden einer Säckinger Ortssage, dämmert ihm der Plan einer Dichtung empor, in die eigene Erlebnisse verwoben werden sollten.

Allein die bereits in jungen Jahren ausgesprochene Erfahrung: „Das Leben hat eine spezifische Schwere, und wer's zu leicht nimmt, kann sich täuschen“, führt zu einem der für des Dichters Natur so bezeichnenden jähen Rückschläge. Durch einen Zusammenstoß mit dem Platzkommandanten Hauptmann Schwarz, der von beiden Seiten viel zu tragisch genommen wurde und hart am Duell vorüberführte, umwölkt sich der bis dahin heitere Säckinger Himmel bedenklich. Die alte Unbefangenheit kehrt nicht mehr zurück, Scheffel gibt seine Säckinger Tätigkeit auf und sucht seine Zuflucht im Wandern und Reisen, denn noch immer fühlte er sich „als der fahrende Schüler, ohne Ruhe, ohne Stellung, mit einem unbefriedigten Drang ins Weite“.

War der nunmehr Fünfundzwanzigjährige auch mit mancherlei Zech- und Wanderliedern für den um den Historiker Ludwig Häusser und den Ziegelhauser Pfarrer Christoph Schmezer gescharten Heidelberger Freundeskreis des „Engeren“, wo das bedrückte Herz sich wieder zu festigen und weiten pflegte, außerdem mit Zeitgedichten, deren die „Fliegenden Blätter“ sich annahmen, als Mann der Feder hervorgetreten — der Pinsel des Malers schien Scheffel noch immer der Zauberstab, dem er in Zukunft Befriedigung, Schaffensfreude und Glück zu danken hoffte. Nachdem ihm nochmals der Wunsch des Vaters Befehl zu einer kurzen Amtstätigkeit am Hofgericht in Bruchsal geworden war, erlangte Joseph auf Fürsprache von Mutter und Schwester die seit Jahren ersehnte Bewilligung zu einer Studienfahrt nach Italien. Die „Frau Majorin“ entwickelte damals hellseherische Gabe, als sie bei Antritt dieser Reise einem Freunde ihres Sohnes schrieb:

„Joseph geht zunächst nach Bern, dann zeichnend nach Mailand, Florenz und Rom. In Rom will er malen! Ich meine, sein ihm von Natur gegebener Pinsel sei die Feder. Was er mit der Feder malte, war immer das



Scheffels Schwester Marie

Beste, und ich denke, in Rom wird ihm das klar werden.“

Und in der Tat — Scheffel, der ausgezogen war, um unter der Sonne des Südens zum bildenden Künstler zu reifen, als Dichter kehrte er zurück. Denn soviel an lockenden Bildern und Eindrücken die Fremde auch ausbreiten mochte, so intensiv Scheffel diese in sich aufnahm, sie vermochten das Bild der Heimat nicht vor seinen Blicken zu verdrängen. So träumt er inmitten des römischen Winters und Karnevals von seinen Schwarzwaldbergen, wohl auch von seiner Base Emma Heim, der Apothekers-tochter aus Zell am Harmersbach, zu der ihn eine tiefe, wengleich nie voll ausgesprochene Neigung zog, denn der Dichter war, wie er sich selbst nannte, „timide du coeur“:

„O Tibrisstrom, o Sankt Peters Dom,
o du ganzes gewaltig allmächtiges Rom! —
Mögt allsamt gestohlen mir werden.
Wohin auch die unstete Fahrt mich trieb,
die stille, holdselige Schwarzwaldlieb'
bleibt doch das Schönste auf Erden!“



Scheffels Elternhaus

(nach einem alten Stich)

Die Gestalten des „Trompeters von Säckingen“, die ihn schon während des Aufenthalts in der Stadt des heiligen Fridolin angezogen hatten, treten nun leibhaftig auf ihn zu, verlangen nach poetischer Verwirklichung. In Rom und auf Capri erschafft der Dichter seinen „Sang vom Oberrhein“, an den er schließlich in Weinheim, wo auch die endgültige Fassung von „Altheidelberg, du feine“ entstanden ist, die letzte Feile vor der Drucklegung ansetzte.

Sollte auch das überschwängliche Urteil früherer Generation über den „Trompeter von Säckingen“ heute nicht mehr aufrechterhalten sein; ihn lediglich nach dem „Behüt dich Gott, es wär zu schön gewesen“ oder gar nach dessen sentimentaler Vertonung zu beurteilen, geht nicht an. Denn die gemüthhaft sentimentale Seite in dieser Dichtung ist nur ein, nicht einmal ihr Hauptzug. Man lese nur einmal unbefangenen Sinnes die Naturschilderungen, die Volksszenen wie das Fridolinsfest und den Auszug zum Bergsee, versenke sich in die stille volksliedhafte Schönheit der „Lieder eines stillen Mannes“ oder ergötze sich an deren satirischem Widerspiel, den Liedern des Katers Hidigeigei, dem der Autor seine eigenen Anschauungen über Welt und Menschen unter die Schnurrhaare gestrichen hat,

— und ich glaube, man wird den „Trompeter“ noch immer lesbar, sogar durchaus lesenswert finden.

Den großen literarischen Erfolg, der die Sicherung von Scheffels Zukunft hätte verbürgen können, brachte der den Eltern zugeeignete Sang vom Oberrhein noch nicht. Wenn sich auch Joseph einer Fortsetzung der Beamtenlaufbahn nach wie vor widersetzte, so erreichte der Zuspruch der Familie immerhin, daß er sich nach einigem Zögern bereit erklärte, in dem als Herzensheimat empfundenen Heidelberg sich auf die akademische Laufbahn vorzubereiten oder, wie er bitter bemerkte, „Privatdozent und Proletarier“ zu werden.

Bei diesen Vorbereitungsarbeiten beschäftigte sich Scheffel im Winter 1853/54 mit dem lateinischen Waltharilied des Sankt-Gallener Mönches Ekkehard I., dessen nach Vergil schmeckende Hexameter er in deutsche Nibelungenreimpaare übertrug. Von diesem Waltharius und seinem Sänger führte ein gerader Weg der Quellenerschließung zu jener großen Chronik des Klosters, den „Casus Sancti Galli“, deren ersten Teil ein Mönch Ratpert um 883 niedergeschrieben hatte, während der zweite Teil von dem Mönch Ekkehard IV. um die Mitte des 11. Jahrhunderts verfaßt worden war. Scheffels Reaktion war bezeichnenderweise

eine dichterische; aus den anfänglichen wissenschaftlichen Studien wurde ein Roman:

„Den Poeten“, so heißt es im Vorwort zum „Ekkehard“, „ereilt ein eigenes Schicksal, wenn er sich mit der Vergangenheit bekannt macht. Wo andere, denen die Natur gelehrtes Scheidewasser in die Adern gemischt hat, allgemeine Sätze und lehrreiche Betrachtungen als Preis der Arbeit herausätzen, wachsen ihm Gestalten zu, erst von wallendem Nebel umflossen, dann klar und durchsichtig, und sie sprechen: Verdicht' uns!“

Da es zu Scheffels Schaffensgrundsätzen gehörte, sich nur in der poetischen Schilderung dessen zu versuchen, was er mit eigenen Augen erschaut, mit eigenen Sinnen in sich aufgenommen hatte, lenkte er im März 1854 seine Schritte den Schauplätzen des geplanten Romans zu. Der erste Besuch galt St. Gallen und dessen Stiftsbücherei. Hierauf zog der Dichter über die Reichenau, wo er sich zuerst niederzulassen gedachte, dem Hohentwiel zu. Im Gasthaus des Hofschulzen Pfizer auf halber Höhe des Berges quartierte sich der Wanderer ein. Noch am gleichen Tage erfahren die Eltern:

„Das Wirtshaus scheint einfach und ordentlich. Von meinem Fenster beherrsche ich eine weite treffliche Aussicht, links der Hohekrähen, vor mir Feld, Wald und Ferne, rechts der Bodensee und bei hellem Wetter die Alpen. Ich hoffe, hier heimisch zu werden, und will morgen mit der Schreibung beginnen.“

Und die „Schreibung“ begann, bald unter der stattlichen Linde vor dem Hofgut, bald droben auf dem Trümmerwerk der Burg, friedlich umgrast von weidenden Ziegen, so daß Scheffel unwillkürlich die Gestalten der Hirtenkinder Audifax und Hadumoth, echte Geschöpfe dieses Milieus, ins Blickfeld traten. Neun Kapitel des Romans wurden in zügiger Arbeit fertiggestellt, bis eine schwere Halsentzündung Einhalt gebot. Nach der Genesung zog es den Dichter ins



Scheffel als Student

Vaterhaus zurück. In der Abgeschlossenheit der „grünen Stube“ sollte das Werk zu Ende gedeihen.

Was bereits auf dem Hohentwiel sich leise abzeichnen begonnen hatte, daß der Autor sich mehr und mehr mit seinem Helden und dessen Schicksal identifizierte, erlangte immer maßgebendere Bedeutung. Die Situation besaß in der Tat eine gewisse Verwandtschaft. Emma Heims, der Unerreichbaren, Hochzeit stand bevor. Sonderbarerweise hat Scheffel der Vermählungsfeier in Freiburg am 10. August 1854 angewohnt, vermutlich auf Wunsch des Vaters, der als alter Offizier auf Disziplin auch in Familienangelegenheiten hielt. Zudem setzte Joseph seinen Stolz darein, sich nichts anmerken zu lassen. Allein schon am Morgen des Hochzeitstages verrät sich sein überwallendes Herz, und nach vorzeitigem Aufbruch von der Festtafel langt er mitten in der Nacht verstörten Sinnes in Karlsruhe

an. Immerhin war damit jene Erlebnisstimung gegeben, die die letzten Kapitel des „Ekkehard“, um die der Autor lange Zeit vergeblich gerungen hatte, durchbebt. Gleich seinem Ekkehard entfloß Scheffel vor den Drängnissen des Lebens in die Bergeinsamkeit der Appenzeller Alpen. Im Aufblick zu deren höchstem Gipfel, zum Säntis, sammelt sich das schwergeprüfte Herz, regen sich in dem Gefühl des „Selig der Mann, der die Prüfung bestanden“, die schöpferischen Kräfte aufs neue. „Ekkehard wird gesund und kräftig mit echter Alpenpoesie zu End' geführt“, lautet ein erster lakonischer Bericht ins Elternhaus, wo man nach Josephs rätselhaftem Verschwinden erleichtert aufatmet. „Ekkehard“ hat Scheffel stets als sein bestes Werk empfunden und ihn wie alles, was mit ihm zusammenhing, besonders geliebt.

Gewiß zählt der Roman noch immer zu den lesens- und liebenswerten Werken, mag sich auch im Wandel der Zeiten und des Geschmacks manches in seiner Beurteilung geändert haben. Galt die Bewunderung der Zeitgenossen vor allem dem üppig aufgetragenen, durch Quellennachweise gestützten historischen Kolorit, in dem man einer Verschmelzung von Geschichte und Dichtung, von Wissenschaft und Poesie zu begegnen glaubte, so weckt heute zuvörderst das in der Erzählung so anschaulich beschworene landschaftliche Element unsere Liebe. Denn Held oder Heldin des „Ekkehard“ sind weniger die Einzelgestalten des Romans, — zum Herzpunkt des Ganzen wird unwillkürlich die Landschaft samt dem ihr entwachsenen Volks- und Brauchtum. Beide, Land und Leute, sind von dem stammesverwandten Dichter unmittelbar erlebt worden, und überall, wo solche Beziehung durchschimmert, hat die Erzählung ihre Frische, ihre künstlerische Wahrheit behauptet. Demgemäß wird „Ekkehards“ Zauber fort dauern, solange es Menschen gibt, denen

die Begegnung mit Natur und Landschaft Lebensnotwendigkeit bedeutet.

Allerdings hat der Autor für diese, seine überragendste dichterische Leistung schweren Tribut zahlen müssen. Hatte doch die Arbeit die geistigen und körperlichen Kräfte bis zur Erschöpfung aufgezehrt, und nur langsam, vor allem unter dem lindernden Einfluß Heidelbergs, wo er für einige Monate im Brückenhäuschen des Schlosses eine Turmstube bezieht und die Abende im fröhlichen Kreis des „Engeren“ verbringt, festigen sich diese wieder. Zugleich aber gestaltet sich das nächste Lebensjahrzehnt zu einem tragischen Ringen, die im „Ekkehard“ erreichte Höhe nochmals zu gewinnen, bis der Lebensrest, nachdem das Bewußtsein der Unmöglichkeit durchgedrungen, in Resignation, in allmähliches Erlöschen der Dichterkraft ausklingt.

Zunächst fesselte die poesieumhauchte Gestalt Irene von Spilimbergs, der frühverstorbenen Schülerin Tizians, Scheffels Phantasie. Ihren Spuren zu folgen, besucht der Dichter mit dem befreundeten Maler Anselm Feuerbach im Sommer 1855 Venedig. Jedoch tückisch kreuzt das gefürchtete Gespenst der Krankheit seine Wanderpfade. Vor der ausbrechenden Cholera flüchtet Scheffel in die Alpeneinsamkeit von Kastell Toblino in Südtirol. Von einer Reise nach Südfrankreich im nächsten Jahr kehrt der vom Wechselfieber überfallene Wanderer als an Leib und Seele zusammengebrochener Mann zurück. Mutter und Schwester pflegen ihn allmählich gesund. Während er im Schwarzwaldbad Rippoldsau endgültige Genesung suchte, mehrt die Begegnung mit der Straßburger Bankierstochter Marie Nebel das Bündel von Scheffels schwergetragenen Herzensenttäuschungen. Der geschäftstüchtige Vater macht dem Werber klar, daß seine Existenz einer gesicherten Grundlage entbehre, und der Groll des Zurückgewiesenen tobt sich in den leidenschaftlichen Liedern des „Magnus vom finsternen Grunde“ aus.

Da öffnet sich ihm im Jahre 1856, auf Verwendung des Freundes Paul Heyse, der um den König Maximilian II. gescharte Münchner Dichterkreis. Mit seiner Übersiedlung nach München befindet sich Scheffel auf dem besten Wege zu äußerer und innerer Gesundung. Die Arbeit an „Irene von Spilimberg“ wird wieder aufgenommen. Allein schwer fällt die „spezifische Schwere des Daseins“ abermals in die Waagschale von Scheffels Geschicken. Vom Bruder gerufen, kommt die zärtlich geliebte Schwester Marie, in der der Dichter eine der Heldenin des geplanten Romans wahlverwandte Natur erblickte, nach München, wo sie mitten im Karneval eine Typhusepidemie dahinflafft. Unter der Wucht dieses Schlages und wilder Selbstanklagen, durch seine Einladung den Tod der Schwester verschuldet zu haben, bricht Scheffel nieder. Nächtelang hört man ihn in einsamer Stube mit der Büste der Verstorbenen wie mit einer Lebenden reden, und Joseph glaubt sein eigenes Ende nahe. „Irene von Spilimberg“ wurde für immer beiseite gelegt.

In Heidelberg und beim dortigen Freundeskreis sowie auf neuen Wanderfahrten sucht der Ruhelose, der nur kurze Muße zur Niederschrift der düsteren Erzählung „Hugideo“ findet, Ablenkung und Zerstreuung. Im Herbst 1857 erreicht ihn, nicht ohne Zutun der Eltern, ein Ruf des Fürsten Karl Egon von Fürstenberg, die durch die Schätze des Laßbergischen Nachlasses beträchtlich vermehrte Hofbibliothek in Donaueschingen zu betreuen und die Zugänge zu katalogisieren. Wenige Tage nach der Zusage nimmt Großherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach, ein Bewunderer des Ekkeharddichters, diesem das Versprechen eines Wartburgromans mit dem Mittelpunkt des Sängerkrieges ab, den Moritz von Schwind bereits im Bilde festgehalten hatte. Scheffel ist eher bestürzt als erfreut, denn er ahnt das Verpflichtende dieses Auftrags. Und wirklich, der Wider-

streit zwischen Pflicht und Neigung, von denen erstere ihn in Donaueschingen festhielt, während die zweite nach freiem Schweißen und Schaffen dürsten ließ, stürzte den unseligen Mann in neue, bis zur Selbstquälerei gesteigerte Konflikte. Immerhin entsteht an den Quellen der Donau wenigstens ein Teilstück des Wartburgromans, die Novelle „Juniperus“, die freilich erst ein Jahrzehnt später in die Welt geht.

Trotz dieses Ansatzes zerbrach am Wartburgroman endgültig des Dichters Kraft. Wanderfahrten donauabwärts bis Wien, in die Fränkische Schweiz und in den Thüringer Wald bringen ihm, zumal nachdem er seine Amtspflichten in Donaueschingen niedergelegt hatte, zwar eine Fülle von Liedern zu, welche den einzelnen Personen des Romans in den Mund gelegt werden sollten, aber die eigentliche Arbeit verbaute sich Scheffel durch übermäßige Anhäufung von Quellenmaterial, dessen er nicht mehr Herr wurde. Der nüchterne Vater Scheffel traf den Nagel auf den Kopf, wenn er meinte: „Joseph hat den Roman viel zu breit, zu umständlich angelegt. Auf diese Weise wird er nie mit ihr fertig werden.“ Die Katastrophe war unausweichlich. Als der Dichter Grund zur Annahme zu haben glaubte, der fürstliche Gönner habe ihm seine Gunst entzogen, verließ er fluchtartig das Elternhaus und findet, völlig verstört und niedergebrosen, ein Asyl in der Kuranstalt Brestenberg am Hallwyler See. Carl Alexander entbindet ihn seines Wortes. Um indessen einen Teil der vermeintlichen Schuld abzutragen und einem Gerücht zu begegnen, das von einer Einweisung des Dichters in eine Irrenanstalt wissen wollte, entschließt er sich zur Veröffentlichung der „Frau Aventure“, einer Sammlung der als Einlagen in den Roman gedachten Gedichte. „Frau Aventure“ ist Scheffels unbekanntestes Buch geblieben. Dennoch enthält es einige der schönsten lyrischen Aussagen unseres Dichters, vor allem eine Krone seiner Lyrik,



Max Wolf (1824—1901) *Heidelberger Freundeskreis, links Scheffel*

(Bleistiftzeichnung)

(Klischee Kurpf. Museum der Stadt Heidelberg)

„Herbstschwermut“ Reinmars des Alten, in deren drei Strophen Scheffel ein ans Herz greifendes Selbstbildnis gezeichnet, eine Schaffensbeichte abgelegt hat:

„Der Tag verglüht, des Hochwalds Wipfel
 derweil in goldnem Dunst die Halde ^{[schweigen,} schwimmt.
 Ich steh am Rain, wo wir den Frühlingsregen
 so oft aus hellsten Kehlen angestimmt.
 Die Nachtigall schlug damals in den Zweigen
 und pries mit uns des ersten Veilchens Blühn,
 und manchen Mund sah man im Kuß sich neigen,
 wenn sich die Tänzer lagerten im Grün.

Wer küßt ihn heut? Gelb sind der Blätter Farben,
 die Nachtigall flog aus in andre Land',
 die Veilchen welkten und die Frauen starben,

die klaren Ritter deckt der welsche Sand.
 Gebeugt am Stab und wohlgeübt im Darben
 keuch' ich des Wwegs, fahl und spätherbstiglich,
 und niemand weiß Bescheid, wo Wein und ^{[Garben}
 gekellert und gespeichert sind für mich.

Ich klag' es nicht. — Ich hab' mit meinem ^{[Pfunde}
 gewuchert wie ein anderer frommer Knecht.
 Zwar wuchs nur wenig Korn auf meinem ^{[Grunde}
 und viel Geblüm zu Strauß und Kranzgeflecht.
 Doch mancher dankt mir eine gute Stunde,
 manch goldnen Preis gewann mein Lautenklang,
 und manch ein Herz schuf meine Kunst gesunde:
 Wo Reinmar singt, da währt kein Jammer ^{lang.“}

Die ersten Geschenkexemplare der „Frau Aventure“ konnte der Autor im Sommer 1863 von Pienzenau bei Miesbach versenden, wo er in der Voralpenlandschaft des Mangfalltals ein ihm zusagendes ländliches Asyl, fern vom gemiedenen Betrieb der Städte, findet. Gleich einem Aufatmen nach endlich abgeschüttelter Last geht es in diesen Tagen durch Scheffels Leben, die sein damaliger Wandergefährte Ludwig Steub als „die schönen Tage von Pienzenau“ bezeichnet hat. Erst im Dezember kehrt Scheffel ins Karlsruher Vaterhaus zurück, aber in den Wintermonaten eröffnet sich ihm die Aussicht auf Gründung eines eigenen häuslichen Herdes mit Karoline von Malsen, der Tochter des bayerischen Gesandten am Karlsruher Hofe. Die Familie versprach sich von diesem Schritt ein Neuaufflammen der schöpferischen Kräfte, die endgültige innere und äußere Befriedung. Allein die mehr von mütterlicher Fürsorge gestiftete als von wirklicher Herzensneigung getragene Verbindung, die im Sommer 1864 vollzogen wurde, zeitigte bald auf beiden Seiten nur schmerzliche Enttäuschungen, obwohl sie Scheffel den Sohn und Erben brachte, den er, nach der Trennung der Ehegatten, der Mutter entriß und bei sich auferzog. Die junge Frau konnte sich nicht damit abfinden, daß ihr Gatte nach dem Tode der Mutter ins Karlsruher Vaterhaus gezogen war, um sich dort, der Familienpflicht als einer „Ehrensache“ eingedenk, der Pflege des alternden Vaters, des krüppelhaften Bruders zu widmen. Die Gegensätzlichkeit beider Naturen, Scheffels Schroffheit und Karolines Überzartheit, war dabei schonungslos zutage getreten und veranlaßte die verängstigte Frau, nach München zu ziehen. Daran sollte auch die Tatsache nichts ändern, daß Scheffel gerade damals jenen entscheidenden Erfolg errang, der ihn endgültig zu einem der bekanntesten und gefeiertsten Dichter seiner Zeit machte.

Weder „Der Trompeter von Säckingen“ noch „Ekkehard“ haben bei ihrem ersten Erscheinen derart durchgeschlagen wie das Liederbuch „Gaudeamus“. Gedichte aus zwei Jahrzehnten seines Lebens hatte Scheffel hier vereint und diese dem geliebten Genius loci Heidelbergs dargebracht:

„In diesem Tal der weißen Blütenbäume kam mir des Ortes Genius oft genaht und fügte Scherz, Humor und heitre Träume zum Wissensernt der alten Musenstadt. Er ging nicht steif in klassischen Gewanden, ging keck und flott und trank wie ein Student und glich nicht viel den neun antiken Tanten, die man im Mythos mit Apollo nennt.

Nun schau' ich aus solidem Schwabentaler auf dieser Lyrik jugendtollen Schwung und reiche lächelnd meinen Liederspalter den Zechern allen, die im Herzen jung. Wer Spaß versteht, wird mandmal kräftigst [lachen, und wem manch Lied schier allzu durstig deucht, der tröste sich: 's war anders nicht zu machen, der Genius loci Heidelbergs ist feucht.“

Wer im „Gaudeamus“ liest, ahnt zumeist nicht, daß der darin aufblitzende, zuweilen an die von Scheffel besonders geliebten „Carmina burana“ gemahnende Humor keineswegs der Ausstrom einer angeborenen inneren Heiterkeit, der unbeschwerten Seele war, sondern nur der „Mauerpfeffer“, dessen Grün zwischen dem Trümmerwerk unerfüllter Träume, zerknickter Hoffnungen, schmerzlicher Enttäuschungen hervorsproßte. In diesem Sinne empfangen so durch und durch Scheffelsche Gestalten wie der Rodensteiner oder der Zwerg Perkeo eine unerwartete Hintergründigkeit, zumal wenn man weiß, wie oft sich auch ihr Sänger, menschen- und weltabgewandt, in die geist- und gliederlösenden Tröstungen eines guten Tropfens geflüchtet hat. Heidelberg und sein Genius loci haben viel dazu beigetragen, daß sich der Dichter wenigstens zeitweise von des Daseins „spezifischer Schwere“ befreit fühlte. Man muß sich dabei unwillkürlich fragen, weshalb Scheffel die geliebte Stadt nicht zu dauerndem

Wohnsitz erwählt hat. Aber vermutlich war ihm Heidelberg nicht nur „gleich einer Braut“, vielmehr auch gleich einer ewigen Geliebten ins Herz geschrieben. Scheffel besaß Lebenserfahrung, Leiderfahrung genug, um zu wissen, daß man diese ewige Geliebte zu verlieren Gefahr läuft, sobald man sie zur Gefährtin des Alltags macht.

Nach dem Tode des Vaters siedelte sich der Dichter, wenigstens für die Sommermonate (den Winter verbrachte er im Karlsruher Hause) im Herzen jener Landschaft ein, der „Ekkehard“ den Ruhmeskranz gewunden hatte. Von den Fenstern seines Landhauses Seehalde und später des gleichfalls erworbenen Jagdschlosschens auf der Mettnau schweifte der Blick über die glitzernden Wogen der Radolfzeller Bucht zum Hohentwiel hinüber. Der von dieser Wahl entzückte Scheffel meinte, es brauche keine Bilder an den Wänden, wenn Landschaftsbilder solcher Art durch die Scheiben hereingrüllten. Hier gedachte der früh alternde Mann nach „Möngals Weise“ als Landmann, Fischer und Jäger zu leben, vielleicht noch einmal „an leichtem Spiel dichterischer Gedanken“ sich zu erholen. Das letztere ist allerdings nur in bedingtem Maße der Fall geworden. Denn nach den kräftigen, im Jahre 1870 erschienenen „Bergpsalmen“ entstand als schwächerer Nachklang nur noch die „Waldeinsamkeit“, regte sich die Feder zu einigen wegen der Auftraggeber unausweichlichen Festspielen und zu sonstigen Gelegenheitsdichtungen. Eine Zeitlang war Emma Heim, die nunmehr Verwitwete, sein Gast; den dauernden Frieden vermochte sie dem ruhelosen Gemüte ebenso wenig zu schenken wie die Trösterin Natur, in deren Schoß sich Scheffel geflüchtet hatte. Der fünfzigste Geburtstag im Jahre 1876 weckte Widerhall in ganz Deutschland, ja, in der ganzen Welt. Er brachte dem ehemaligen Demokraten von 1848 ein Adelsdiplom ins Haus; dieser nahm an, weil er hoffte, die Nobilitierung werde seine Gattin zur Rück-

kehr bewegen. Vergebens, Scheffel blieb der „Einsiedler von Seehalde“. Die Reizbarkeit seines Wesens nahm zu, und als bei Überschwemmungen die Reichenauer und Ermattinger Fischer ihre Netze über dem Grund und Boden des Mettnauherrn auswarfen, kam es zu unerquicklichen, beiderseits mit Fanatismus geführten Rechtsstreitigkeiten. Von Herbst 1885 an fühlte sich der Dichter als „mürber, siecher Mann“. Die „unzerstörbare Wanderlust“ fand keine Befriedigung mehr, denn das Gehen begann schwerzufallen, und Scheffel sah sich aufs Ausfahren angewiesen. Schwer litt er unter der Trennung von seinem Sohne Viktor, der sich nach dem Abitur in Berlin auf die Offizierslaufbahn vorbereitete.

Scheffels sechzigster Geburtstag stand bevor. Festtage hatte er immer am liebsten in Heidelberg gefeiert, und so sollte es auch diesmal geschehen. Seit Januar 1886 hatte er sich im Neckarhotel auf der rechten Flußseite unweit der alten Brücke eingemietet, hilflos seinen von der Herzwassersucht bedingten asthmatischen Beschwerden und seelischen Paroxysmen preisgegeben, dazwischen in die Worte ausbrechend: „Mutter, komm und hilf deinem kranken Kind!“ Als sein Ehrentag angebrochen war, die Stadt Heidelberg dem Dichter des „Altheidelberg, du feine“ die Ehrenbürgerschaft, die Studentenschaft einen Fackelzug darbrachte und die Schloßruine sich ins Purpurgewand einer Schloßbeleuchtung hüllte, vermochte sich der Geheilte nur noch mühsam ans Fenster zu schleppen und dort aufrecht zu erhalten. Wenige Tage später wurde der Kranke nach Karlsruhe zurückgebracht. Der Kreis sollte sich dort schließen, wo er begonnen hatte. Auch Frau Karoline fand wieder den Weg zum Krankenlager ihres Gatten. Als sie Scheffels Hand gefaßt hatte, meinte dieser mit einem matten Lächeln, „jetzt wäre es schön, noch zwei Jährle leben zu dürfen“. Allein, „die spezifische Schwere des Daseins“ hat selbst gegen die Erfüllung dieses letzten



Joseph Viktor von Scheffel am Hohentwiel Zeichnung A. v. Werner im Besitz des Scheffelmuseums Karlsruhe

Wunsches ihr Veto eingelegt. Zwei Tage danach, am 9. April 1886, schlossen sich Scheffels Augen für immer. Mit fürstlichem Gepränge wurde er in der Familiengruft auf dem Karlsruher Friedhof an der Seite von Eltern und Geschwistern beigesetzt.

Ein Dasein, reich an äußeren Erfolgen, reicher noch an inneren Konflikten, ein Leben, das sich, da alle Voraussetzungen hierfür vorhanden waren, weit harmonischer, fruchtbarer hätte gestalten lassen, war zu Ende gegangen. Jedoch diese Friedlosigkeit war nicht Scheffels Schuld, sie war sein Schicksal. Um so anerkennenswerter, ja bewunderungswürdiger bleibt der Versuch, gegen dieses Schicksal mannhaft angekämpft,

die Dichtung zum beherzten Protest gegen jene Umstände gemacht zu haben, denen sie meist abgetrotzt werden mußten. Scheffel hat mit seinem Pfunde wirklich gewuchert „wie ein anderer frommer Knecht“, ja, er hat, bedenkt man die sein Schaffen umwitternde Tragik, noch weit mehr als dies getan. Ließ er es sich doch stets angelegen sein, die unholden Geister, die sein Leben bedrohten, in seiner Dichtung nicht zu Worte gelangen zu lassen, im Gegenteil, dieser einen lebensbejahenden, frischen, kräftigen und gesunden Charakter zu verleihen. Und in der Tat, „gar manches Herz schuf diese Kunst gesunde“! Wir sollten das unserem Joseph Viktor von Scheffel nie vergessen!

Im Schwarzwald

von Joseph Viktor von Scheffel (1850)

Zum Felöberg, wo aus tiefem Schacht
Die junge Wiefe quillt,
Senkt oft sich in der Maiennacht
Ein schimmernd Wolkenbild.

Dann glänzt die Tanne frisch betaut
Und alle Büsche blüh'n,
Dem Wanderer, der die Wolke schaut,
Wird's wie verklärt zu Sinn.

Und aus des Nebels duft'gem Kreis
Hebt sich's wie eine Hand . . .
Der alte Hebel fegnet leis
Sein alemannisch Land.